Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 189 (1910)

Artikel: Die ältesten bis jetzt nachgewiesenen menschlichen Skelettreste
Autor: Reinhardt, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374431

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

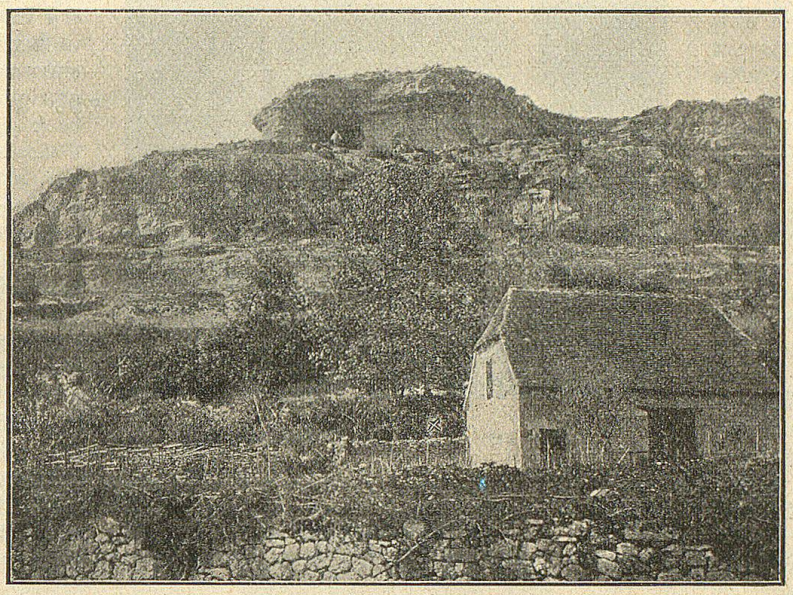
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die ältesten bis jetzt nachgewiesenen menschlichen Skelettreste.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

Ein Fund von ganz außerordentlicher Bedeutung ist kürzlich einem seit vier Jahren in Südwestfrankreich, in der Dordogne, mit bestem Erfolge an den bisher bekannten und an einigen neuen von ihm entdeckten paläolithischen, d. h. der älteren Steinzeit angehörenden Fundplätzen ausgrabenden Schweizer Archäologen, Herrn Otto Hauser, geglückt, von dem im Folgenden kurz die Rede sein soll. Er gelang auf einer der klassischen Fundstellen des altvorgeschichtlichen Menschen im oberen Tale der Vézère, in Le Moustier, wo das in eine Hochebene eingeschnittene Tal sich verzweigt und die stellenweise feuersteinreichen Kreidekalke eine jähe, von einigen Höhlen, die aber keinerlei Kulturüberreste des vorgeschichtlichen Menschen bergen, durchzogene Wand bilden.

Hier haben schon zu Ende der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts die Pioniere der prähistorischen Forschung, Lartet u. Christy, auf der untersten Stufe jenes Steilabsturzes unter einem Felsenvorsprung eine an Kulturresten reiche Schicht mit typischen Werkzeugen aus Feuerstein ausgebeutet, nach der in der Folge die Kulturstufe des um die Wende der vorletzten, überaus lange dauernden und überhaupt stärksten von allen Eiszeiten und der ersten Hälfte, der sogenannten Waldphase der letzten Zwischeneiszeit lebenden Eiszeitjägers durch den französischen Forscher Gabriel de Mortillet als Moustérien bezeichnet wurde. In der Folge erwies es sich durch mehrere vollkommen sichergestellte Funde, indem die Knochenreste in ungestörten Schichten mit Feuersteinwerkzeugen des Moustérien gefunden wurden, daß der Träger dieser Kulturstufe der Neandertalmensch war, so genannt nach den spärlichen im Jahre 1856 durch Dr. Fuhlrott in Elberfeld für die Wissenschaft geretteten Knochenresten aus dem Neandertal bei Düsseldorf, wo sie beim Sprengen der dort zu Bauzwecken gewonnenen Devonkalke aus einer mit Lehm ausgefüllten großen Spalte mit ebenfalls darein geschwemmten Knochen längst ausgestorbener Eiszeittiere herausgeschafft worden waren. War auch bei diesem Funde ein Zweifel über das hohe Alter möglich, so lehrten verschiedene bald darauf in Belgien, Frankreich, Mähren und zuletzt in Kroatien gemachte Skelettfunde, besonders von Schädeldecken und Teilen des Kiefers als den widerstandsfähigsten Partien am Menschen, die körperlichen Merkmale dieser Menschenrasse genauer kennen und dadurch die anatomische Stellung zu den heute noch lebenden Menschenrassen feststellen.



Le Moustier. Links vom Hause Fundort des Skelettes.

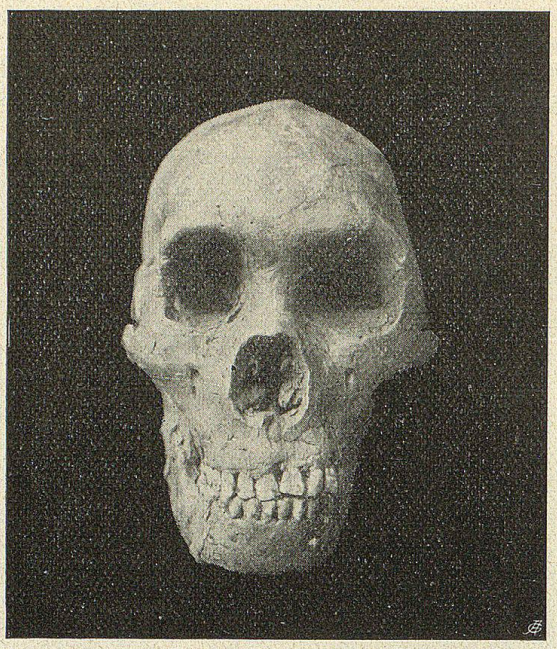
Zeitlich gieng dem Moustérien, zu dem auch die im letztjährigen Appenzeller Kalender durch Herrn Emil Bächler in St. Gallen besprochenen Wildkirchlifunde gehören, das Acheuléen voraus, gleichfalls von Gabriel de Mortillet im Jahre 1869 so genannt nach einer reichen Fundstätte aus Feuerstein zugeschlagener, ziemlich großer mandelförmiger flacher Faustkeile in Nordfrankreich, St. Acheul, einer Vorstadt von Amiens. Es ist dies eine Verfeinerung der ältesten bekannten paläolithischen Kulturstufe, des Chelléen, so genannt nach den viel gröberen und dickeren Faustkeilen von Chelles an der Marne bei Paris, die schon der früheste Sammler paläolithischer Artefakte, der Franzose Boucher de Perthes, in den Jahren 1836—1841 in den Kiesen und Sanden des Sommetales in großer Zahl gesammelt hatte, aber mit seiner Behauptung, daß sie Artefakte des Menschen darstellten, durchaus keinen Glauben fand, bis er endlich nach zwanzigjährigem unablässigem Kampfe mit seinen Ideen durchdrang.

In diese uralte, der zweiten Hälfte der überaus langen, wie Prof. Albrecht Penck in Berlin sich ausdrückt, ein Mehrfaches länger als alle übrigen Zwischeneiszeiten dauernden vorletzten Zwischeneiszeit angehörenden Periode führt uns der hier zu besprechende neue Skelettfund aus Le Moustier. Zehn Meter unterhalb der klassischen Fundstelle von Lartet und Christy, am Fuße des Felsvorsprungs begann Herr Hauser mit seinen geschulten Arbeitern in einem Garten, aus dessen Boden ihm schon verschiedene Steingeräte des Acheuléen zugetragen worden waren, zu graben. Im September 1907 drang man in eine völlig mit Erde ausgefüllte Grotte, aus welcher in völlig unberührten Schichten eine Menge typischer Faustkeile des Acheuléen, neben Messern, Schabern, Bohrern, Schlagsteinen u. s. w. zu Tage gefördert wurden.

Am 7. März 1908 fielen dem Aufseher in 1,6 Meter Tiefe unweit vom Rande des Felsendaches einige Knochenfragmente auf die Schaufel, die er sofort richtig als von einem menschlichen Unterschenkel stammend erkannte. Der

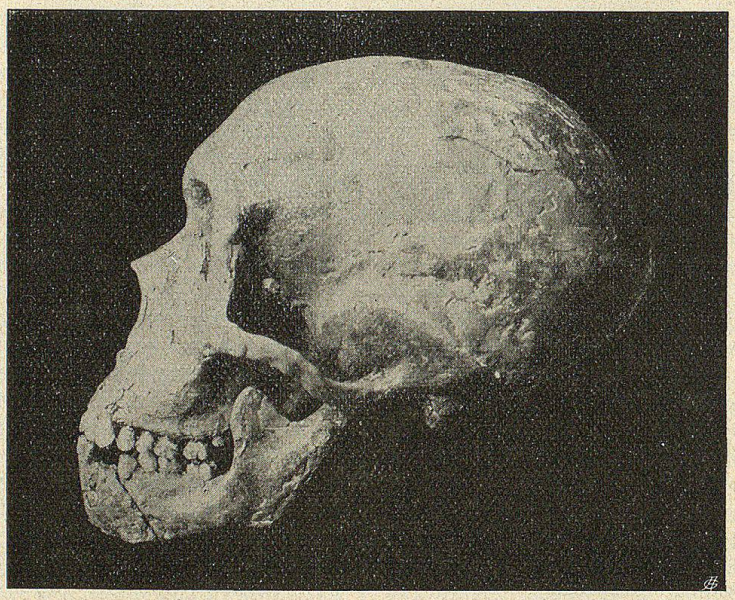
Anweisung gemäß machte er sofort Herrn Hauser Bericht, der die Knochenbruchstücke als vom Menschen herrührend agnoszierte. Sofort ließ er, bis tief in die Nacht hinein arbeitend, die Fundstelle hoch mit Erde bedecken, um die noch im Boden steckenden Reste des Skeletts vor den für sie verderblichen Witterungseinflüssen zu schützen.

Um von vorneherein allem späteren Zweifel und böswilligem Gerede von Unterschiebung des hier auszuhebenden Skeletts vorzubeugen, ließ Herr Hauser am 10. April in Gegenwart einer Anzahl französischer Beamter und Aerzte als Zeugen den genauen Tatbestand aufnehmen und das Skelett soweit freilegen, daß der Schädel sichtbar wurde. Darauf wurde von den Anwesenden ein offizielles Protokoll unterschrieben und hernach die Fundstelle wiederum hoch mit Erde bedeckt und abgeschlossen. Mit der definitiven Hebung dieses einzigartigen Schatzes wurde gewartet, bis am 9. August auf die Einladung von Herrn Hauser hin nach Beendigung des Frankfurter Anthropologen-Kongresses neun namhafte Anthropologen und Prähistoriker aus Deutschland eintrafen, deren Autorität dafür bürgte, daß die Ausgrabung der kostbaren Reste auf das Korrekteste vor sich gehe.



Schädel des Acheuléenjägers (Vorderansicht).

Beim Versuche ihrer Aushebung aus dem Boden zeigte es sich alsbald, welch ungeheure Schwierigkeiten der überaus morsche Erhaltungszustand dieser uralten Knochenreste bereitete, die bei der Freilegung zum größten Teile sofort zu Staub zerfielen. Nun wurde Prof. Hermann Klaatsch aus Breslau mit der äußerst heiklen Aufgabe betraut, davon zu retten was zu retten war. So wurden die einzelnen widerstandsfähigeren Knochenreste stückweise unter beständiger Feststellung der Zusammengehörigkeit und unter Fixierung des Bildes der gegenseitigen Lage durch photographische Aufnahmen aus dem Boden losgelöst, zunächst an der Luft etwas getrocknet, dann durch Durchtränkung mit Leim gehärtet und so transportfähig gemacht. Am 12. August war die überaus mühsame Aufgabe gelöst, die Knochenbruchstücke konnten sorgfältig in Watte eingewickelt die weite Reise nach Breslau antreten, wo sie unter der kundigen Hand von Prof. Klaatsch mit Zuhilfenahme von Plastilin zu einem Ganzen zusammengefügt wurden. Am 5. November wurden die kostbaren körperlichen Ueberreste des weitaus ältesten uns erhaltenen Eiszeitmenschen von ihrem glücklichen Entdecker zuerst im Hamburg, dann auch in Berlin und Frankfurt a. M. einer auserwählten Gesellschaft gezeigt und am 21. November hatte ich mit Herrn Emil Bächler von St. Gallen als einzige Schweizer, denen diese Kostbarkeiten samt den übrigen Fundobjekten aus jener Höhle gezeigt wurden, den großen Vorzug, diese einzigartigen Dokumente in Basel, wohin sie für uns verbracht worden waren, studieren zu dürfen.



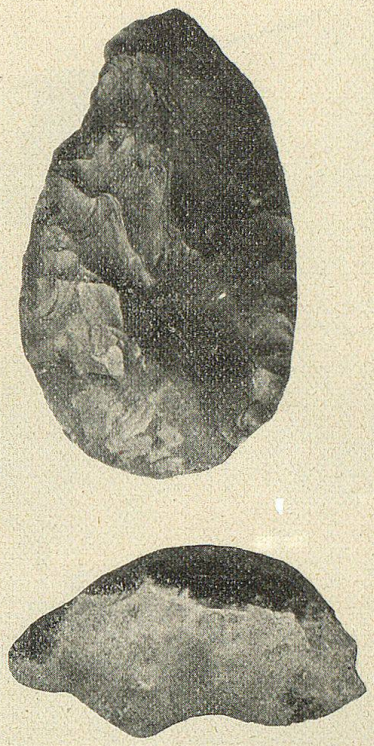
Schädel des Acheuléenjägers (Seitenansicht).

Als ich zuerst dem Schädel gegenübertrat, war ich geradezu verblüfft. Welche brutale Stärke lag nicht in diesem Knochengerüst! Das war kein Wesen von unserer Art, das solch rohe Formen besaß! Zählen wir in Kürze die wichtigsten Merkmale auf, die ihn körperlich von dem heute lebenden Menschen unterschieden. Wir haben es hier mit einem etwa 17jährigen Individuum männlichen Geschlechts zu tun. Die Gelenkenden seiner Röhrenknochen waren nämlich noch nicht knöchern mit den Schäften verbunden, seine Weisheitszähne waren noch nicht durchgebrochen und anormalerweise war der linke untere Milcheckzahn noch vorhanden, während der bleibende Eckzahn weit darunter im Kiefer stak. Seine Körperlänge betrug etwa 148 cm.; es war also dieser Menschenschlag ziemlich klein. Auch der spätere Neandertaler war noch unter Mittelgröße,

während uns erst die letzten Vertreter der älteren Steinzeit, die nachweisbar vor etwa 20 bis 25,000 Jahren lebenden Mammut- und Renntierjäger der frühen Nacheiszeit erst als hochgewachsene Menschen mit langen Gliedern entgegentreten. Diese kleinen Menschen der ältern Steinzeit besaßen einen langen Rumpf in Verbindung mit kurzen Gliedern. Besonders Vorderarme und Unterschenkel waren auffallend kurz und zierlich gebaut und standen in keinem Verhältnis zum enorm großen Schädel.

Zahlreiche, ja die meisten Merkmale scheint der jugendliche Acheuléenjäger mit dem Neandertaler geteilt zu haben. Für beide war die sehr starke Krümmung der Speiche charakteristisch, einen Zustand, den wir bei keinem heutigen Menschenstamme antreffen und den jener nur mit den Menschenaffen gemeinsam hatte. An die letzteren erinnert auch der Bau der Beine, besonders des Knies. Der gedrungene Schaft des Oberschenkelknochens war auffallend nach vorne gekrümmt, im Durchschnitt rund, statt oval wie beim heutigen Menschen, und unten mit einem nach hinten verlängerten Gelenkknorren versehen. Auch der Kopf des Schienbeins war stark nach hinten abgeknickt, ein primitiver Zustand, wie er uns bei den Affen entgegentritt, bei den Menschen aber nur in der Kindheitsstufe zu beobachten ist, während sich durchschnittlich im zehnten Altersjahre der Schienbeinkopf definitiv aufrichtet. Jedenfalls vermochte dieser niedrigstehende Ureuropäer, wie aus der Beschaffenheit des Kniegelenks mit untrüglicher Sicherheit hervorgeht, nicht mit völlig gestreckten oder gar durchgedrückten Knien zu gehen, sondern er gieng greisenhaft, mit leicht gebeugten Knien.

Von Beckenknochen und Wirbeln konnte bei diesem Funde trotz aller darauf verwandten Mühe durchaus nichts gerettet werden; doch fanden sich noch eine oberste Rippe und ein Schlüsselbein vor, die von zierlicher Gestalt und auffallend klein sind. Vom Kopf dagegen konnte glücklicherweise das Meiste gerettet werden. Dieser Schädel ist in seiner Rekonstruktion in jeder Beziehung ein Unikum und ganz außerordentlich lehrreich. An ihm tritt der Gehirnteil ganz zurück gegenüber dem schnauzenartig vorgeschobenen Kieferteil. Als Beweis dafür, daß das Stirnhirn, das Organ des überlegenden Verstandes, noch wenig entwickelt war, ist die Stirne überaus niedrig; über den Augen ist sie durch eine kleine Furche von den Knochenwülsten getrennt, die wie bei den Menschenaffen in Form der sogenannten Ueberaugenwülste vorhanden waren. Durch sie wurden die für jene Menschen wichtigsten Sinnesorgane, die Augen, vor Verletzung geschützt bei den grimmigen Kämpfen, die ihre Träger mit ihresgleichen und den Raubtieren als den Mitbewerbern um die fleischliefernde Beute auszufechten hatten. Die gewaltigen Augenhöhlen deuten auf sehr große, jedenfalls dunkle Augen, die sehr weit auseinander lagen und eine breite, tief eingesattelte Nasenwurzel zwischen sich ließen. Auch die Nasenlöcher sind von gewaltiger Größe und trugen im Leben eine überaus breite, flache Nase mit riesigen, mehr nach vorn als nach abwärts gerichteten quergestellten Nasenlöchern. Es bestand darin wohl einige Aehnlichkeit mit dem Australneger, der auch noch Reste der Ueberaugenwülste aufweist.



Faustkeil und Rundschaber.

Unter dieser häßlichen Nase saß ein sehr breiter, wohl mit schmalen Lippen eingefaßt gewesener Mund mit Kiefern von einer geradezu staunenswerten Derbheit. Der überaus breite Gaumen ist ganz flach wie bei den Menschenaffen. Der Stärke der Kiefer entsprechend sind die Zähne sehr groß und mit langen Wurzeln versehen. Und zwar nehmen die Mahlzähne von vorne nach hinten an Größe zu, während dies beim heutigen Menschen vielmehr umgekehrt ist und sie die Neigung zeigen, immer schwächer ausgebildet zu werden, so daß die Weisheitszähne meist nur noch schwach entwickelt sind. Sie zeigen sämtlich eine sehr starke Schmelzfältelung der Krone und sind von einer auffallenden jugendlichen Frische der Oberflächengestaltung, wie dies bisher noch an keinem Schädel der ältern Steinzeit beobachtet wurde. Durch die starke Ausprägung von Innenhöckern an den Schneidezähnen und durch Runzelung der Oberfläche der Mahlzähne sind nahe Anklänge an die Verhältnisse vorhanden, die wir beim Neandertaler antreffen.

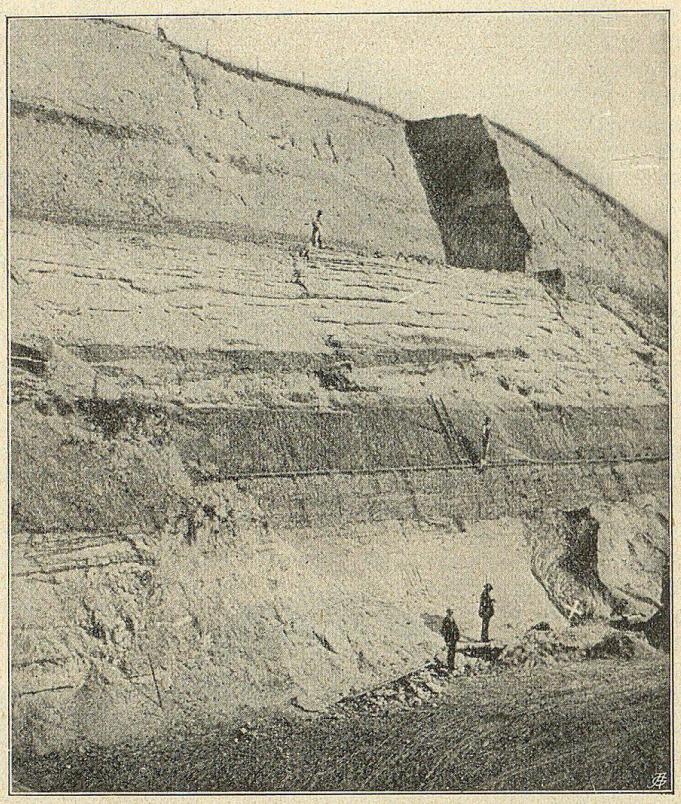
Die bis fingerdicken Aeste des Unterkiefers sind in Anlehnung an die Bildung derselben bei den Menschenaffen überaus langgestreckt und haben einen mehr nach hinten gelehnten schwachen Kronenfortsatz und einen Gelenkfortsatz mit kleinem Gelenkkopf, im Gegensatz zum Neandertaler, dessen Kiefer viel kürzer waren und einen viel stärkeren, senkrecht gestellten Kronenfortsatz und einen viel größeren Gelenkkopf am Gelenkfortsatz trugen.

Eine besondere Merkwürdigkeit des Unterkiefers ist seine absolute Kinnlosigkeit, die keine heute lebende Menschenrasse, mag sie auch kulturell noch so niedrig stehen, mehr aufweist. Statt wie beim heutigen Menschen vorzuspringen und die bekannte Spitze zu bilden, flieht die Verbindungsstelle der beiden Kieferhälften jäh nach hinten und da, wo an deren Innenseite die die Zunge beim Sprechen bewegenden Musculi genioglossi sich ansetzen, ist das schwammige Gewebe des Knochens, wie durch Beleuchtung mit Röntgenstrahlen konstatiert werden kann, nicht von stärkeren Muskelzugbälkchen durchzogen. Aus diesen beiden Eigentümlichkeiten in Verbindung mit dem ganz flachen Gaumen kann mit Sicherheit der Schluß gezogen werden, daß das Sprachvermögen bei diesem Ureuropäer, wie auch noch beim Neandertaler, noch sehr wenig ausgebildet war. Erst beim Mammut- und Renntierjäger der frühen Nacheiszeit, jenem intelligenten Jäger, der in Lederzelten wohnte und an manchen Höhlenwänden jene auffallend charakteristisch und naturgetreu dargestellten Tierbilder zum Zwecke ihrer Bezauberung, damit er sich ihrer auf der Jagd um so leichter bemächtigen könne, zeichnete, bildet

das Kinn einen rechten Winkel und erst beim Menschen der jüngeren Steinzeit, der vor 8 bis 5000 Jahren lebte, springt es wie bei uns stark vor als Zeichen dafür, daß sein Sprachvermögen vollkommen entwickelt war. Jedenfalls hatte der Ureuropäer der vorletzten Zwischeneiszeit seinen Genossen noch nicht viel Mitteilungen zu machen, und für dieses wenige genügten kurze, von erläuternden Geberden begleitete Ausrufe. Letztere spielten bei ihnen eine viel größere Rolle als bei uns, die wir genau unsere Gedanken auszusprechen gelernt haben. Aber in den Urwäldern Brasiliens gibt es heute noch völlig in der Steinzeit lebende Jägerstämme, deren Lautsprache noch so unvollkommen ist, daß sie ohne die erläuternden Geberden nicht recht verstanden werden kann, so daß sich die einzelnen Mitglieder nachts im Dunkeln nicht mehr zu verständigen vermögen.

Nachdem wir so in Kürze die anatomischen Absonderlichkeiten des Ureuropäers von Le Moustier, den sein Bearbeiter Prof. Klaatsch zu Ehren des Fundortes und des glücklichen Finders als Homo Mousteriensis Hauseri bezeichnete, gewürdigt haben, können wir uns ohne Aufwand großer Phantasie seine äußere Erscheinung vor Augen malen, wie er als unsteter Sammler und Jäger in kleinen Trupps öfter hungrig als gesättigt das Land durchzog. Dieses gemeinsame Hungern ist für solche Trupps so charakteristisch, daß sie am besten als Hungergemeinschaften bezeichnet werden. Das ist überhaupt die älteste Bezeichnung für das Wort Familie, das aus dem Lateinischen stammt und mit fames, Hunger, zusammenhängt. In diesen Hungergemeinschaften gieng es einfach genug zu. Der Stärkste war Anführer, der sich die schönste Frau und das Beste von der Beute nahm und nur vermöge seiner überlegenen Körperkraft Unterordnung der schwächeren Hordenmitglieder erzwang.

Wie alles Schwache ist dem Menschen auf solch niedriger Kulturstufe auch die Frau verächtlich. Ueberaus gefühlshart und stumpf, allen Impulsen und Launen folgend, aber bei erfolgreicher Jagd die Beute untereinander teilend, ohne irgendwie an die Zukunft zu denken, war er eben ein armseliger Wilder von abstoßendem Aussehen, jedenfalls noch am ganzen Körper stark behaart, von der Sonne gebräunt, ohne eine dunkle Haut aufzuweisen, die Haupthaare in langen, wirren Strähnen über das Gesicht herabhängen lassend, bei seiner unreinlichen Lebensweise von Ungeziefer bedeckt, das sichs in seinem Pelze wohl sein ließ. Da das Klima damals entschieden wärmer war als heute, trug er keinerlei Wärmeschutz. Erst später, als sich die Temperatur gegen den Beginn einer neuen Eiszeit senkte und kältere Winter sich einstellten, hieng er sich einen zottigen Pelz, den er einem Beutetiere abgezogen, um die Schultern, die behaarte Seite nach innen und die Fellseite zur Geschmeidigmachung mit den Zähnen weichgekaut und zur Abhaltung von Feuchtigkeit mit Fett eingerieben nach außen.

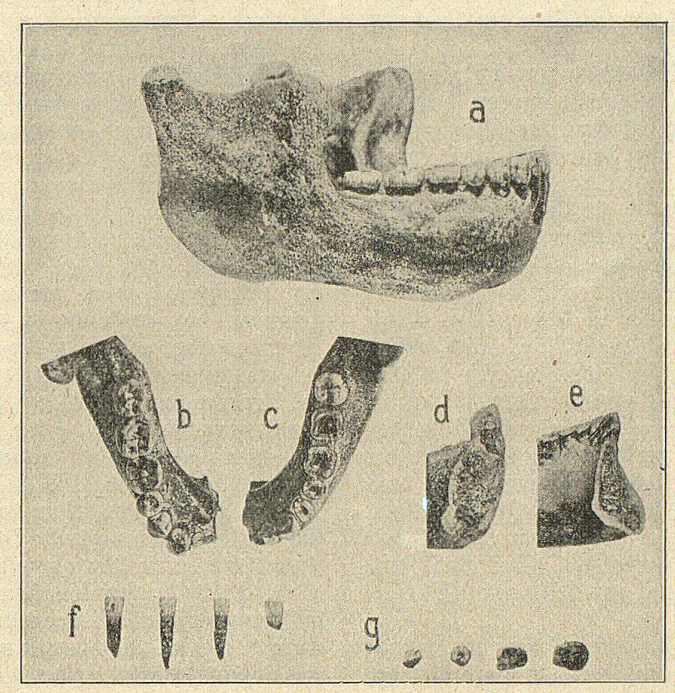


Sandgrube in Mauer bei Heidelberg, wo an der mit × bezeichneten Stelle der menschliche Unterkiefer gefunden wurde.

Als Hauptwaffe führte der Mann den rohen Holzknüttel mit sich, den er auch zum Werfen auf kurze Entfernungen benützte, außerdem aber bereits den kurzen, an der Spitze am Feuer gehärteten Wurfspeer, während die Frau einen gegen einen Meter langen Stecken als Grabstock zu ihrer Verteidigung und als Universalwerkzeug mit sich trug. Damit schlug sie nicht nur alle ihr in den Weg laufenden kleinen Tiere tot, um sich an deren Fleisch zu sättigen, sondern grub sie auch die zahlreichen ihr wohlbekannten, von uns Kulturmenschen, denen nahrhaftere Speisen zu Gebote stehen, verschmähten Knollen und eßbaren Wurzeln aus. Durch die Mutterschaft unbeweglich geworden, zog sie das Geringere um seiner Stetigkeit willen dem Besseren vor, das die Männer durch die Jagd liefern sollten, aber oft genug nicht lieferten. Denn obschon mit äußerst scharfen Sinnen begabt und alle Gewohnheiten der Tiere genau kennend und fleißig nach ihnen spähend, gelang es ihnen vermöge ihrer überaus armseligen Bewaffnung nicht allzu oft, Beute zu machen. Deshalb waren sie gezwungen, ihren Verstand anzustrengen und da, wo die rohe Gewalt der Arme versagte, List anzuwenden, um die ihnen bei der Armseligkeit der Pflanzenkost in nördlicheren Breiten erforderliche tierische Nahrung zu erlangen. So lernten sie mancherlei Schlingen legen, Fallen stellen, wie auch Fanggruben graben, in denen sich die übertölpelten Tiere fiengen, die dann von ihnen getötet und meist noch lebenswarm verzehrt wurden. Zur Aufbewahrung des nicht auf einmal zu bewältigenden Fleisches wurde es an schräg gestellten Stecken am Feuer oder in der heißen Asche leicht gebraten.

So überaus niedrig auch die Kultur dieses Ureuropäers war, so hatte er doch schon längst das Feuer, das er selbst an Reibhölzern zu entzünden gelernt hatte, in seinen Dienst gestellt zur Erhellung der Nacht und Vertreibung der Kälte und der im Dunkeln umgehenden bösen Geister der Verstorbenen, vor denen er sich wie alle Menschen auf niedriger Kulturstufe außerordentlich fürchtete. Außer Holzgeräten schlug er sich mit Geschick auch allerlei Werkzeuge aus Feuerstein zu, die er immer wieder durch neue ersetzte, da sie sich sehr rasch verbrauchten.

So bescheiden sein Sprachvermögen war, so konnte doch schon ein geistiger Austausch und eine Ansammlung von Erfahrungen stattfinden. Ja er besaß bereits die Anfänge einer Religion und übte im Zusammenhang damit die Totenbestattung aus. Und gerade in der Feststellung dieser Tatsache ist der neue Fund von Le Moustier von der weitgehendsten Bedeutung; denn kein Mensch hätte gedacht, daß ein so niedrigstehender, noch beinahe ganz als Tier unter Tieren lebender Vorläufer des Menschen bereits solche Anschauungen besaß.



Der in Mauer aufgefundene Unterkiefer. a Seitenansicht, b c von oben, d Kinndurchschnitt, e Durchschnitt des vorstehenden Kinns des heutigen Menschen, f die Schneidezähne, g die Mahlzähne von oben.

Bis vor Kurzem galt nämlich in der Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen der Glaube, daß die Totenbestattung erst bei den Menschen der jüngeren Steinzeit aufgekommen sei. Diese Anschauung wurde berichtigt, indem in einzelnen Fällen eine einfache Totenbestattung auch beim Jäger der frühen Nacheiszeit, ja in einem Falle sogar beim noch älteren Jäger der zweiten Hälfte der letzten Zwischeneiszeit nachgewiesen werden konnte, indem in Brünn eine männliche Leiche mit Beigabe von einigen Amuletten und einem kleinen, roh aus Mammutelfenbein geschnitzten männlichen Götzenbild gefunden wurde. Daß aber diese Sitte schon in so außerordentlich früher Vorzeit beim Acheuléenjäger zu Ende der vorletzten Zwischeneiszeit bekannt war, ist eine große Ueberraschung für uns, die uns beweist, daß die Anfänge der menschlichen Kultur in weit höhere Zeiten zurückgehen, als man bis dahin geglaubt hat.

Heute noch wie in der Urzeit ist der als Animismus bezeichnete Geisterglaube die niedrigste Aeußerung religiöser Anschauungen. Auf die Erfahrungen des Traumlebens sich stützend, wonach bei dem wie tot im Schlafe daliegenden Leib ein unsichtbares Etwas, das die alten Griechen als pneuma, die Römer als anima, d. h. Hauch, bezeichneten und das in übertragener Bedeutung auch Geist oder Seele hieß, weil es sich im Atem offenbarte, den Körper vorübergehend verließ, um in ferne Gegenden, zu längst verstorbenen Freunden oder Verwandten zu schweifen und da die merkwürdigsten Dinge zu erleben, dachte man sich den im letzten Atemzuge entweichenden Geist des Toten zunächst in der Nähe des Leichnams, dann beliebigwo hausend und ein ähnliches Leben wie bei Lebzeiten des Körpers führend. Mit diesen Totengeistern brachten die so naiven, kritiklosen Wilden alle ihnen unbegreiflichen Vorgänge um sie herum in Beziehung. Und wie wenig kannten sie den natürlichen Verlauf der Dinge und ihre ursächliche Verknüpfung! Da sollten übelwollende Geister alles Ungemach, Unwetter, Blitz und Donner, Krankheit, Tod und was sonst den Menschen Schlimmes treffen konnte, hervorrufen, wie sie andererseits bei ihrem Gutgestimmtsein Glück auf der Jagd und Gelingen aller Unternehmungen überhaupt brachten. Deßhalb galt es, sich die Gunst dieser allmächtigen Geister zu erringen, indem man die Leichen begrub und den noch darin hausenden Geist durch Mitgabe von Speise und Trank, wie auch Waffen und Werkzeuge für jenes unsichtbare Leben in der Luft um die Menschen herum günstig gelaunt machte und auch später vor allen wichtigen Unternehmungen ihm Speise- und Trankopfer durch Ausschütten auf den Boden darbrachte und sich den Erfolg durch Zauber erzwang.

Schon der Acheuléenjäger von Le Moustier war zweifellos mit Grabbeigaben versehen bestattet. Er war allerdings noch nicht begraben, d. h. in die Erde eingesenkt, wohl aber an einen geschützten Ort auf den Boden gelegt und mit zusammengescharrter Erde bedeckt. Ja, die Unversehrtheit der hier gefundenen Leiche hat sogar die Vermutung aufkommen lassen, daß sie von einem Sippengenossen — bei unserem jugendlichen Individuum wird es wahrscheinlich die eigene Mutter gewesen sein — eine Zeit lang bewacht wurde, um die zahlreich umherschweifenden hungrigen Raubtiere von dieser ihnen jedenfalls sehr willkommenen Beute abzuhalten.

Das Skelett wurde in einer uns allerdings recht unbequem erscheinenden Schlafstellung gefunden, den Kopf nach rechts und etwas nach abwärts gewendet. Mit seinem Wangenteil ruhte es auf dem Ellbogen des nach hinten erhobenen rechten Arms, während der linke Arm nach vorne gestreckt war. Das rechte Bein war gleichfalls gestreckt, das linke dagegen stark im Knie gebeugt und etwas an den Leib angezogen. An der Stelle der nicht mehr vorhandenen linken Hand — also wohl einst in deren Höhlung gelegen —

fand sich ein prachtvoll aus rötlichem Feuerstein zugeschlagener, über handgroßer mandelförmiger Faustkeil des Acheuléen, der schönste überhaupt der zahlreichen, alle denselben Typus aufweisenden Faustkeile dieser Höhle. Nicht weit davon lag, offenbar auch als Grabbeigabe, ein wundervoller großer Rundschaber aus schwärzlichem Feuerstein. Ringsherum und teilweise mit den Skelettknochen vermischt fanden sich zahlreiche aufgeschlagene und teilweise mit Brandspuren versehene Tierknochen, und zwar des wilden Urrindes, von dessen Fleisch der hier bestattete Tote jedenfalls auch sein Teil erhielt. Das Meiste davon aber scheint zur Bestreitung des Totenmahles von den Lebenden verspeist worden zu sein, die nicht ermangelten, die von ihnen abgenagten Knochen als eben so viele Beweisstücke ihrer liebenden Fürsorge für den Totengeist über dem Leichnam zusammenzuwerfen.

So wenig sorgfältig die Bestattung vor sich gegangen zu sein scheint, so konnte doch festgestellt werden, daß dem Toten eine Art Kopfkissen aus flachen, sorgfältig ausgewählten und zusammengesetzten Feuersteinstücken erstellt wurde. Unter der Stirne lag eine geradkantig zugehauene Feuersteinplatte, gegen welche sich der Ueberaugenwulst so fest angepreßt hatte, daß in der dazwischen befindlichen Erde ein deutlicher Abdruck entstanden war. Gleichfalls ließ sich die Form der Nase an der umgebenden Erde erkennen.

Dieses Skelett von Le Moustier ist das weitaus älteste bisher in unberührten Schichten gefundene. Nach meiner auf dem internationalen Anthropologenkongreß in Köln im Juli 1907 auf genaue Bestimmungen der Abtragung des Landes in der Mittelschweiz und anderswo fußenden Bestimmung der Dauer der verschiedenen Abschnitte der Eiszeit, die insgesamt anderthalb Millionen Jahre dauerte, müssen diese Ueberreste etwa 400,000 Jahre alt sein, während die Stufe des Neandertalers mehr als 300,000 Jahre von der Gegenwart zurückliegt. Das sind Zeitabschnitte, von deren Länge wir uns keine rechte Vorstellung machen können.

Noch viel älter sind aber die auf uns gekommenen Zeugen der menschlichen Kultur in Gestalt der vom Vorläufer des Menschen grob zugeschlagenen und zu mancherlei Hantierung gebrauchten Werkzeuge aus Feuerstein. Es sind dies die als Eolithen, d. h. Steine der Morgenröte der menschlichen Kultur bezeichneten allerältesten Werkzeugtypen, deren Benützungsspuren sich nur dem Kenner erschließen, dann aber auch mit aller nur wünschenswerten Sicherheit Kunde davon geben, daß sie von einem Wesen mit überlegendem Verstande roh zugeschlagene und als Werkzeuge gebrauchte Steinsplitter darstellen können.

Diese Eolithen, deren Werkzeugcharakter der verdiente Brüsseler Geologe A. Rutot zuerst einwandfrei festzustellen vermochte, gehen bis zur Mitte des Tertiärs, nicht nur ins Miocän, sondern sogar ins obere Oligocän zurück, wie im Sommer 1907 der Fund von Dr. de Munck in den Hautes Fagnes von Belgien beweist. Die diesbezüglichen, zuerst mit größtem Unglauben entgegengenommenen Nachrichten sind vollkommen bestätigt worden. Diese Schichten mögen reichlich acht Millionen Jahre alt sein; so ungeheuer weit zurück lassen sich die ältesten Spuren der Anwesenheit des Menschenvorfahren in Europa nachweisen.

Aus so unvorstellbar alter Zeit dürfen wir nicht erwarten, menschliche Skelettreste zu finden, es müßte denn ein ganz wunderbarer Glücksfall eintreffen. Daß solches immerhin möglich wäre, das beweist ein neuer, eben erst zur Veröffentlichung gelangter Fund, der nicht minder als derjenige des Urmenschen von Le Moustier unser höchstes Interesse verdient. Es ist dies der Unterkiefer des noch älteren Menschenvorfahren aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg, dessen Beschreibung der Dozent für Anthropologie an der Universität Heidelberg, Dr. Otto Schötensack, soeben veröffentlicht hat. Dieser Fund geschah am 21. Oktober 1907 in einer an Tierknochen reichen Sandgrube des Herrn Rösch in der Gemarkung Grafenrain des Dorfes Mauer, 10 km. südöstlich von Heidelberg. Hier fiel in 24,1 m. Tiefe einem Arbeiter ein höchst merkwürdiger Unterkiefer auf die Schaufel, der erst beim Hinfallen auf die Erde entzweibrach. Auf seiner linken Zahnreihe war ein 6 cm. langes und 4 cm. breites Kalksteingeröll durch eine Ausscheidung von kohlensaurem Kalk verkittet. Am Tage nach dessen Entdeckung eilte Dr. Schötensack herbei, um den Fund einzusehen und ein genaues notarielles Protokoll aufnehmen zu lassen. Er ließ auch mehrere Tage hindurch die Fundstelle und deren Umgebung daraufhin untersuchen, ob nicht noch mehr Ueberreste der Art zu finden seien. Nichts dergleichen kam zu Tage, aber man hatte früher schon allerlei tierische Knochenüberreste in den Schichten, die den merkwürdigen Unterkiefer bargen, gefunden, die erwünschte Auskunft über das annähernde Alter desselben gaben. Es waren dies besonders Knochen des etruskischen Nashorns, des Stenoschen Pferdes und des Urelefanten, alles Tieren, die am Ende der Tertiärzeit, vor Beginn der Eiszeit gelebt hatten. Es müssen also diese Schichten nach der oben mitgeteilten Feststellung ein Alter von reichlich anderthalb Millionen Jahre aufweisen.

Als das Resultat seiner äußerst gewissenhaft durchgeführten Untersuchung stellte Dr. Schötensack fest, daß dieser Unterkiefer einem Vorfahrenstadium des Menschen angehörte. Durch die Kombination primitiver Merkmale übertrifft er weitaus alle bisher gefundenen Unterkiefer. „Dieser Kiefer", sagt er, „läßt den Urzustand erkennen, welcher dem gemeinsamen Vorfahren der Menschheit zukam. Dieser Fund bedeutet den weitesten Vorstoß abwärts in die Morphogenese des Menschenskeletts, den wir bis heute zu verzeichnen haben. — Angenommen es würde ein geologisch noch älterer Unterkiefer aus der Vorfahrenreihe des Menschen gefunden, so stünde nicht zu erwarten, daß er viel anders aussehen würde, als unser Fossil, das uns bereits zu jener Grenze führt, wo es spezieller Beweise bedarf (wie hier des Gebisses), um die Zugehörigkeit zum Menschen darzutun. Noch weiter abwärts kämen wir zu dem gemeinsamen Ahnen sämtlicher Primaten. Solch einem Unterkiefer würden wir die Vorfahrenschaft zum heutigen Menschen wohl kaum noch ansehen können; seine Beziehung zu unserem Fossil würde aber bestimmt erkennbar sein."

Die beiden Funde, von denen hier berichtet wurde, gewähren uns eine überaus wertvolle Bestätigung dessen, was die Wissenschaft aus vielen andern Tatsachen schon längst betreffend die Urahnen des Menschen anzunehmen berechtigt war; wie ungeheuer langer Zeiträume es bedurfte, um die Ahnen des Menschen zu eigentlichem Menschentum zu erheben, und wie überaus lange es währte, bis aus diesem noch tiefer stehenden Wesen der Kulturmensch von heute sich entwickelte.